

man begreift, dass man die Verantwortung für sein Leben und das Leben anderer übernehmen muss. Und ein emotionales, wenn man lernt, die eigenen Erlebnisse aus der Perspektive der gelebten Zeit und der gewonnenen Erfahrungen zu betrachten.« (S. 140)

Chrystyna beobachtet während ihrer Tätigkeit als Haushaltshilfe bei verschiedenen, meist älteren Menschen das spannende Phänomen eines eingebil deten, trügerischen Erinnerns, des false-memory: wenn Menschen eigene Erlebnisse im Rückblick mit aktuellen sozialen Normen und traditionellen weltanschaulichen Werten verknüpfen und auf diese Art ein eigenes Erinnern rekonstruieren, das ihre Identität stützen soll. Um die Lebensgeschichte plausibel erzählen zu können, werden in die eigenen und die Familienerinnerungen oft Fragmente aus Literatur und Film und kanonisiertes Wissen aus der Schule oder der öffentlichen Meinung als narrative Elemente eingebaut, so wie es jener noch junge Autor machte, von dem Chrystyna berichtet, der »die authentische Lebensgeschichte seines Großvaters, eines chassidischen Juden, beschrieben hat, der aus einem belarussischen Dorf bei Lwiw stammte, den Krieg als Partisan in Litauen, in der Nähe von Riga, verbracht hatte, bis er in der russischen Armee durch halb Europa marschiert war und sich letztendlich im amerikanischen Sektor Londons niedergelassen hatte.« (S. 136) Die Offenlegung oder Dekonstruktion des false-memory im inneren Monolog der Protagonistin klingt hier wie auch in einigen anderen Passagen so überkonstruiert, dass es die sonst oft klugen Einsichten der Erzählerin konterkariert bzw. den Selbstfindungsprozess der Protagonistin nicht recht nachvollziehbar macht. Dazu lassen sich auch Sätze wie folgender rechnen: »Jetzt spielte die Modalität eines Gefühls keine besondere Rolle mehr, sondern war nur noch ein notwendiges Attribut dieses

Gefühls.« (S. 115) Dies ist beim Lesen zuweilen anstrengend – man könnte solche Sätze freilich auch so lesen, dass hier die Schwierigkeiten des Heimfindens, des Heimisch-Werdens in fremden Lebenswelten in der Epoche globaler Migration auf der Textebene nachvollzogen werden. Dabei geht es für Osteuropa und im speziellen für die Ukraine auch um jene Transformation der postsozialistischen und anderer so genannter Post-Konstellationen, die für die Menschen in vielerlei Hinsicht eine Transitsituation bedeuten: Sie sind – wie es die Protagonistin Chrystyna im obigen Zitat zu den unterschiedlichen Arten des Erwachsenwerdens zutreffend formuliert – unterwegs, nämlich physisch als Migranten in fremden soziokulturellen Konstellationen, intellektuell streben sie heraus aus dem osteuropäischen Post-ismen-Raum und emotional hinein in eine selbstbestimmte – auch in Gender- und sexueller Hinsicht – europäische Identität.

Alexander Kratochvil

Kosmos des Geistes

Friedemann Spicker (Hg.) unter Mitarbeit von Angelika Spicker-Wendt: *Beziehungsweisen. Elazar Benyoëtz. Ein Porträt aus Briefen*. Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag 2019. 381 S.

Am 10. Januar 2013 schreibt Elazar Benyoëtz an die Lektorin Riccarda Tourou: »[...] unleugbar spielten die Briefe in meinem Leben und Werk eine entscheidende Rolle« (S. 20). Genau das betont auch Friedemann Spicker, ein langjähriger Freund und Förderer des Dichters und Verfasser des Standardwerks *Der deutsche Aphorismus im 20. Jahrhundert*, in seiner Einleitung zu diesem umfangreichen Band, der signifikante Auszüge aus einem Korpus von fast 700 Briefen von dem und an den wohl bedeutendsten deutschsprachigen Aphoristiker der Gegenwart sammelt. Die Briefe stammen aus den

Jahren 1966 bis 2016. Unter den auf nicht weniger als vierzehn Seiten vorgestellten Briefpartnern sind bedeutende Gelehrte wie Alexander von Bormann, Hans Otto Horch, Stefan Kaszyński, Jürgen Manthey, Friedrich Pfäfflin, Ulrich Sonnemann, Jürgen Stenzel, Harald Weinrich oder Conrad Wiedemann, aber auch Dichterkolleg(inn)en wie Erika Burkart, Walter Helmut Fritz, Albrecht Goes, Ingeborg Kaiser, Michael Krüger, Manfred Sturmman oder Silja Walter. Runden sich die in diesem Buch zusammengestellten, in ganz unterschiedlichen Kontexten stehenden Texte zum angestrebten »Porträt aus Briefen«?

Der 1937 als Paul Koppel in Wiener Neustadt geborene und Ende 1939 mit seinen Eltern nach Palästina gelangte Dichter, der mit dem literarischen Schreiben in seiner »Muttersprache Hebräisch« angefangen hat und seit 1969 meistens in seiner »Vatersprache Deutsch« publiziert, gilt als einer der großen jüdischen Philosophen, Theologen und Literaten unserer Zeit. »Wäre ich nicht Dichter, ich wäre längst untergegangen«, schreibt er am 15. Februar 2007 an den Herausgeber. »Vom Überleben abgesehen, verdanke ich alles in meinem Leben der Poesie.« (S. 136) Die Hauptthemen seines umfangreichen dichterischen Werks, das im Anhang bibliografisch erfasst ist, sind Sprache, Vergänglichkeit, Erinnerung und Glauben – nach der Shoah. Spicker verweist auf Benyoëtz' »Konzept der Verbindung hebräischer Weisheitslehre und deutscher Aphoristik« (S. 8) und stellt heraus, dass die Briefe »integraler Bestandteil seiner Vorstellung der Gattung »Buch« als einer Komposition von Mischtexten aus Aphorismus, Tagebuch und Gedicht, aus Zitaten und eben Briefauszügen« sind (S. 11). Benyoëtz hat einen emphatischen, absoluten, manchmal wie aus der Zeit gefallen erscheinenden Begriff von Dichtung. Das Wichtigste an sei-

nen Texten ist der Denkraum, den sie oft mit nur wenigen Worten öffnen. Das gilt auch für seine Briefe.

Was es bedeutet, nach dem brutalen Einschnitt des Holocaust im 20. und 21. Jahrhundert Jude zu sein, kann man aus den Briefen von Elazar Benyoëtz vielleicht noch intensiver erfahren als aus seinen Aphorismenbänden. Vor allem verdeutlicht dieses Buch, dass der Dichter auch ein äußerst kenntnisreicher Philologe und Literaturhistoriker ist, der die deutschsprachige Literatur nicht nur seiner Zeit mit jüdischen Augen betrachtet. »Ich bin Jude und will als Jude wahrgenommen werden«, schreibt er am 20. Oktober 2002 an die Theologin Johanna Erzberger, »aber ich schreibe darum doch nicht als Jude und nicht nur für Christen, obwohl ich für sie möglicherweise erst als *Jude* interessant bin« (S. 131). Welchen Gewinn seine ungewohnte, bisweilen vielleicht sogar fremd anmutende Sicht auf die deutschsprachige Geisteswelt darstellt, wird vor allem dort deutlich, wo es – nachdem man zunächst einige seiner Briefe über den Brief als »gerichtetes Wort« gelesen hat (Teil I) – um das »Netz der Beziehungen« geht (Teile II–V). Das Bild von Annette Kolb, deren Israel-Reise Benyoëtz mitorganisiert und begleitet hat, gewinnt an Prägnanz. Seine Einschätzungen so unterschiedlicher Literaten und Gelehrter wie Ludwig Strauß, Max Rychner, Werner Kraft, Marcel Reich-Ranicki, H. G. Adler, Peter Handke oder Ludwig Hohl sind allemal nachdenkenswert, wie vertrackt-dialektisch sie manchmal auch daherkommen. Über den Schweizer Schriftsteller und Theologen Kurt Marti äußert sich Benyoëtz in einem Brief an Hans-Jürg Stefan vom 14. Dezember 2015 folgendermaßen: »Du weißt, dass ich ihn schätze und nun auch liebe, ich bin ziemlich blind für ihn, aber ich bin nicht blind gegen seine Schwächen, auch in den »Notizen« gibt es Entbehr-

liches, das ›man‹ nicht gern entbehrte, weil dies sein Charme ist: sich möglichst viel vorzunehmen und nicht nachzulassen.« (S. 92) Beeindruckend ist die immer wieder auf neue Art und Weise lebendige Auseinandersetzung mit Georg Christoph Lichtenberg, Annette von Droste-Hülshoff, Conrad Ferdinand Meyer, Karl Kraus, Else Lasker-Schüler, Elias Canetti und anderen Großen der deutschsprachigen Literatur. Immer wieder Edelsteine aus Sprache: »Gottfried Benn ist ein Stein des Anstoßes, kein Stolperstein der Poesie.« (S. 61) Immer wieder auch differenzierte und zugleich klare Urteile, zum Beispiel über den Germanisten und Schriftsteller Ernst Bertram: »Er hatte etwas zu sagen, immer auf einer Leiter stehend, hochgreifend, während seine Seele sumpfte. Er war von Rang und hatte kein Niveau – wie so viele Nazi-gelehrte aus Kaiserzeiten.« (S. 72) Viele heute fast vergessene Künstlernamen tauchen auf – die Belesenheit des Autors scheint unendlich zu sein. Niemals steht die Person im Mittelpunkt, immer ist es das dichterische Kunstwerk, die dichterische Sprache – »eine zu genaue Kenntnis der Biographie ist immer eine schlimme Voraussetzung zur literarischen Würdigung« (S. 84). Welchem Kosmos des Geistes Elazar Benyoëtz verpflichtet ist und aus welchen Quellen er schöpft, gerät niemals aus den Augen – manchmal evoziert ein einziger Satz längst versunkene, von der Mordmaschinerie des 20. Jahrhunderts radikal ausgelöschte Geisteswelten: »Ich war keinem jüdischen Intellektuellen begegnet, dem Jean Paul nicht von Kindheit an vertraut und also geliebt war.« (S. 116)

Der zweite große Textblock (Teile VI–X) versammelt Briefe, die sich in engerem Sinne auf das poetische Werk und das Selbstverständnis des Dichters beziehen. »Der Leser muss aus meinen Büchern sein Bestes machen, mein Bestes machte ich schon«, heißt es in einem Brief

an den Freiburger Romanisten Hans-Martin Gauger vom 24. Januar 2008 (S. 181). Im Briefwechsel mit Gauger erörtert Benyoëtz auch die Situation der deutschen Sprache nach dem Holocaust: »Nimmt man's aber genau, dann war es die deutsche Sprache, die den Krieg, nein – den Sieg für immer verloren hat. Ich weiß nicht, wie groß ihre Aussichten waren, Weltsprache zu werden, aber sie war eine ehrliche Kandidatin, und gerade die Juden, mit, durch, aus ihrem Jiddisch und sonstigen Sympathien hätten ihr dazu gern verholten. Jetzt schreiben die Germanisten englisch und ›Deutsch als Fremdsprache‹ wird nur schüchtern großgeschrieben [...] Man kann nicht den Menschen, das einzige Sprachorgan, vernichten und die Sprache heil für sich behalten. Was man an Menschen vernichtet, geht auch als Sprache verloren.« (S. 187f.) Elazar Benyoëtz' Briefe über sein Verständnis von Arbeit mit Sprache, über seine Präferenz für den Aphorismus – »Aphoristik greift an und weicht zurück, sie ist eine Gattung nicht unter anderen, sondern zwischen anderen, sie eignet sich von allem etwas an« (S. 205) – und über die wichtigsten eigenen Publikationen geben zahllose intellektuelle Anregungen und runden das Bild des in Deutschland noch immer wenig bekannten israelischen Dichters aufschlussreich ab. Ein kurzes, aber wichtiges Kapitel (Teil IX) gilt dem Stellenwert, den öffentliche Lesungen für Benyoëtz haben – »Meine Lesungen sind Werke für sich«, betont er gegenüber Friedemann Spicker (S. 305). »Die Lesungen sind mein wichtigstes Werk, sie wirken nach; noch wirken sie.« (S. 307)

In seinem luziden Nachwort rechtfertigt der Herausgeber auch den Titel, den er seinem wunderbar gelungenen »Porträt aus Briefen« gegeben hat – der Titel stehe für »Beziehungs-Weisen« mehrfacher Art, »zunächst für Benyoëtz' Beziehung zur Gattung Brief selbst, sodann

zur Literatur in Vergangenheit und Gegenwart sowie zu ästhetischen, poetologischen und (nicht zuletzt) religiösen Fragen, schließlich zu den Partner(inne)n wie auch zum eigenen Werk« (S. 336). *Beziehungsweisen* öffnet Zugänge zu einem geistigen Kosmos, den kennenzulernen ein Geschenk ist. Klaus Hübner

Vergegenkunft

Aleš Šteger: Logbuch der Gegenwart – Aufbrechen. Aus dem Slowenischen von Matthias Göritz. Mit einem Vorwort von Alberto Manguel. Innsbruck, Wien: Haymon Verlag 2019. 200 S.

Aleš Šteger: Über dem Himmel unter der Erde. Gedichte (Edition Lyrik Kabinett 43). Aus dem Slowenischen von Matthias Göritz. München: Carl Hanser Verlag 2019. 96 S.

Ohne Zweifel ist der 1973 in Ptuj (dt. Pettau) geborene und seit Langem in Ljubljana (dt. Laibach) lebende Aleš Šteger seit Jahren der weltweit bekannteste slowenische Schriftsteller. Seine Gedichte, Prosabände und Essays wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt, und ihr Autor, der auch als Übersetzer aus dem Deutschen, Englischen und Spanischen tätig ist, wurde vielfach ausgezeichnet, in Deutschland zuletzt 2016 mit dem Horst-Bienek-Preis. Im Jahr 2016 erschien auch sein von Matthias Göritz ins Deutsche übertragener Prosaband *Taumeln*, und mit ihm stellte Šteger sein Projekt »Logbuch der Gegenwart« vor. Der zweite Band mit dem Titel *Aufbrechen* folgte 2019. Was ist das für ein Projekt? Und wieso »Logbuch«?

Der Fachterminus »Logbuch« bezeichnet seit dem 18. Jahrhundert eine Art Schiff-Tagebuch, in das wichtige nautische Beobachtungen und Vorkommnisse an Bord eingetragen werden. Das Wesentliche also. Aleš Šteger versucht, in präziser, bildkräftiger und unmittelbarer Sprache und mit aussagekräftigen Farbfotos das Wesentliche

unserer Gegenwart zu erfassen. Wobei die Gegenwart unbedingt die Vergangenheit braucht, um sich zur Zukunft öffnen zu können. Šteger tut das nicht von Slowenien aus, sondern besucht sehr unterschiedliche Orte und Landschaften und hält mit Schreibblock und Kamera fest, was ihm besonders auffällt. Und versucht, sich der Wahrnehmung dessen, was ihm begegnet, mit allen Sinnen auszusetzen. An einem einzigen Tag. Matthias Göritz, der Übersetzer von *Über dem Himmel unter der Erde*, kommt in seinem Nachwort zu diesem bemerkenswerten Lyrikband – den er als ein »Buch der Verschlingung von Totem und Lebendigem« charakterisiert, das durch den Zauber der Poesie auch eines der Liebe ist (S. 87) – auch auf das »Logbuch«-Projekt zu sprechen: »Jedes Jahr sucht Šteger sich einen Ort aus, an dem er durchlässig wird, an dem er die Menschen beobachtet, wie sie die Risse ihres Lebens, die Risse dieses Ortes, seine Paradoxien aushalten.« (S. 86) Der »explizite Zweck« eines »Logbuchs« sei, wie Alberto Manguel im Vorwort zu *Aufbrechen* schreibt, »das Reiseerlebnis [...] wie mit dem Auge einer Handkamera festzuhalten, die Ereignisse weder vorherzusagen noch nachträglich zu kommentieren [...] Štegers Auge verwandelt chronologische Abfolge und akribische Kartografie in einen einzigartigen universellen Punkt, der immer allgegenwärtig ist.« (S. 6f.) Der aufmerksame und wache, welterfahrene und belehene Autor wage es, aus manchmal geradezu winzigen Beobachtungen, bruchstückhaft und subjektiv, »die Welt durch die Begegnung von Zufallsfragmenten aufzuzeichnen« – was nur funktionieren kann, wenn man mit der Aussagekraft des poetischen Sprechens absolut vertraut und sich daher auch ganz sicher ist, dass »ausschnitthafte Beobachtungen« für das Ganze unserer Gegenwart stehen können (S. 11). Brisante Themen, Schau-